



Karte: terra forma

# Mzungus am Victoriasee

Auf der kenianischen Insel Mfangano lebt der Stamm der Luo

Von Heidrun Braun

Das Mobiltelefon kann man getrost ausschalten. Es gibt kein Netz auf der Insel Mfangano im östlichen Teil der Victoriasees. Für Notfälle steht wohl irgendwo ein Funkgerät, aber was soll hier schon passieren. Der Himmel ist strahlend blau, kleine Wellen plätschern unschuldig an das üppig bewachsene Ufer und in der Bar des „Mfangano Island Camps“ werden farbenfrohe Drinks serviert. Adrian und Helen, die das Camp mit den grasgedeckten Rundhütten führen, sind zwei von den insgesamt drei Europäern, die auf der Insel wohnen. Hausherr des Eilands ist der Stamm der Luo, ein gastfreundliches und wissbegieriges Volk. Sie kommen nicht nur ohne Telefon, sondern auch ohne Auto aus. Es gibt kein einziges davon auf der 80 Quadratkilometer großen Insel. Die Ausgaben für Straßenbau hat man damit auch gespart.

So ist es auch nur ein schmaler Trampelpfad, der das Camp mit dem nächstliegenden Fischerdorf Ntakweri verbindet. Er führt durch kleine Felder mit Getreide, Tomaten und Bananenstauden. Zwischendrin füttern Kühe und Schweine. Es ist ein heißer Nachmittag. Die Dorfbewohner schlendern zum Hafen, der das Kommunikationszentrum ist. Hier trifft man immer jemanden, der zu einem Plausch bereit ist, und für spätere Stunden gibt es sogar eine Nachbarin. Lautstark wirbt ein Musikassistentenverkäufer für neue Rhythmen. Wenn schon kein Radio und Fernsehen, so hat doch fast jeder einen batteriebetriebenen Kassettenspieler im Haus.

„Mzungu!“ (Weiße), rufen die Kinder aufgeregt. Schnell sammelt sich eine Schar und begleitet die Besucher in angemessenem Abstand durch das Dorf. Samuel ist hier aufge-



wachsen. Er arbeitet im Camp und führt die neugierigen Ausflügler in das Luo-Dorf. Überall wird er freudig begrüßt und verteilt Fotos, die Gäste aus England, den USA oder Deutschland in ihrem Urlaub machen. „Schau' mal, hier bist du drauf Mary“, wendet er sich an eine junge Frau in buntem Kleid, die vor einer einfachen Hütte auf dem Erdboden sitzt und ihr Baby in den Armen wiegt. Sofort sind auch die Nachbarinnen da, um das Foto zu bestaunen und stellen sich in Positur: „Make a photo, please.“ „So sind alle zufrieden, unsere Gäste und unsere Nachbarn“, freut sich Samuel über seine clevere Taktik, die funktioniert, weil sie beiden Seiten das Gefühl gibt, nicht aufdringlich zu sein. Dem einen nicht, weil er gern ein Foto hätte und dem anderen nicht, weil er eine Gegenleistung nicht einfordern muss.

Die Kinder sind inzwischen mutiger geworden. Die Kleinen wollen die Mzungus mal anfassen, um zu sehen, ob die helle Haut nicht nur aufgemalt ist. Die Großen entschuldigen sich dafür in gutem Englisch und schlagen vor: „Wollt ihr mal unsere Schule sehen?“

Die Schule ist eine von insgesamt 25 auf der Insel und

„Kommt mal wieder. Im See gibt's gute Fische.“

liegt im hinteren Teil des Dorfes. Das Schulgebäude besteht aus einem großen Raum, der für insgesamt 160 Schüler ausreichen muss. Der Lehrer, ein hagerer, freundlicher Mann erwartet die älteren Schüler zum Nachmittagsunterricht. Er lässt seine Klasse nichts vorsingen, wie man es vielleicht erwartet hätte, sondern sagt: „Neulich haben wir über Deutschland gesprochen. Das sind Deutsche, ihr habt jetzt die Chance, sie al-

les zu fragen, was ihr wissen wollt.“ Lange müssen die 13- bis 16-Jährigen nicht überlegen: Wie sehen eure Häuser aus? Wann regnet es? Was baut ihr auf den Feldern an? Welches Wahlsystem habt ihr? Glaubt ihr an Gott? Zuerst ist man, so ausgefragt, zumindest verblüfft. Doch was hatte man sich eigentlich erwartet? Größere Unwissenheit? Nur, weil es keine Handys und Autos gibt und sich diese aufgeweckten Kinder über ein paar Hefte und Bleistifte so freuen können, wie unsere Kinder vielleicht über ein Computerspiel? „Kommt mal wieder, teachers“ und „Im See gibt's gute Fische“, rufen sie zum Abschied.

Gemeint ist der Nil-Barsch, von dessen Fang und Verkauf die meisten im Dorf leben. Ein Fischer hat im Durchschnitt ein Monatseinkommen von 20 US-Dollar. Besser verdienen jene, die den Transport der Fische nach Nairobi organisieren. Ein Exemplar der stattlichen Fische

wiegt zwischen vier und neun Kilogramm. Europäische Anglerherzen können da kaum widerstehen. Allein schon wegen des Fotos mit dem an die Waage gehängten Fisch.

Andere zieht es eher zu einem Bootsausflug in Richtung Vogelinsel. Auf der Fahrt über den See entdeckt man weitere Luo-Dörfer. Am Ufer wird Wäsche gewaschen und Körperpflege betrieben. Ein intensiver Geruch kündigt das Nahen der Vogelinsel an. Auf Bäumen, weiß vom Kot der Kormorane, sitzen die blauschwarzen Fischjäger dicht an dicht und machen gemeinsam mit anderen Seevögeln ordentlich Lärm. Eine Vogel-Phobie ist hier nicht angebracht, man sollte eher Fan von Hitchcocks „Vögel“ sein. Weiter abseits stehen Reiher im Flachwasser und nach langem Hinsehen entdeckt man auch einen gut getarnten Leguan.

Wieder zurück im Mfangano Island Camp empfindet man den Luxus fließenden Wassers und den perfekten Service angenehm und befremdend zugleich. Maureen Atieno, die immer dann auftaucht, wenn man sie braucht – zum Beispiel, um das Bett kunstvoll zu richten und die letzte Mücke aus dem Moskitonetz zu scheuchen – sagt mit ihrem bezaubernden Lächeln auf den Lippen: „Der Job ist gut, ich ernähre meine Familie damit. Genieße es einfach.“ Am nächsten Morgen kommt sie zum Wecken und bringt gleich den Kaffee, mit „Da kommen unsere Männer“, zeigt sie auf die bunt bemalten Dhau-Boote auf dem See, beladen mit dem Fang der Nacht. So weit das Auge reicht, ist kein Land zu entdecken. Mit rund 68.800 Quadratkilometern ist der zweitgrößte Süßwassersee der Welt eineinhalb mal so gross wie die Schweiz. ■



Der Hafen von Ntakweri auf der Insel Mfangano (unten) ist der Treffpunkt der Dorfbewohner. Fischerboote kommen an, Frauen waschen am Ufer die Wäsche und für die Kinder gibt es immer etwas zu sehen. Fotos: Braun